

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

121 (1.6.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparthei.

<p>Ercheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich M. 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Ablagen abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 3.25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, M. 3.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.</p>	<p>Beilagen: Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „Stern und Blumen“. Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „Blätter für den Familientisch“.</p>	<p>Anzeigen: Die sechspaltige Reizzeile oder deren Raum 25 Pfg. Restanzeigen 60 Pfg. Totalanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittlungsstellen an. Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.</p>
<p>Rotationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.</p>	<p>Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: J. Theodor Weber; für Ausland, Nachrichtendienst und den allgemeinen Teil: Franz Wahl; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; sämtliche in Karlsruhe.</p>	<p>Verantwortlich: Für Anzeigen und Restanzeigen: Hermann Waffler in Karlsruhe.</p>

K. Der Auszug der Liberalen.

Der Gesamtliberalismus hat eine große Dummheit begangen und die Sozialdemokratie hat ihn natürlich dabei unterstützt, wie immer. Die Herrschaften sind aus der Finanzkommission ausgetreten, mit viel Lärm aber wenig Geschick. Sie haben damit die Mehrheit kein Leid bereitet, denn nun konnte diese ungehindert arbeiten und noch vor Pfingsten die Arbeiten erledigen. Die Dummheit besteht aber auch darin, daß ein solcher Auszug am Kerne des Parlamentarismus fröhlich und diesen selbst unterhöhlt. Im Parlament entscheidet die Mehrheit; das ist der Grundgedanke parlamentarischer Handlung. Den Liberalen gefällt es auch, so lange sie bei der Mehrheit sind; wenn sie zur Minderheit kommen, machen sie aber Spektakel.

Warum? Die Mehrheit soll die Geschäftsordnung gebeneden haben. Welche denn? Für die Kommission des Reichstages gibt es gar keine Geschäftsordnung; denn in der Geschäftsordnung des Reichstages steht kein Wort davon, daß sie auch für die Kommission gilt und der Seniorenfondent hat ausdrücklich anerkannt, daß die Finanzkommission autonom sei und man ihr keine Vorschriften machen könne, wie lange sie tage und was sie behandle. Nun sollte die Erhöhung des Kaffeesteuern nach einem konservativen Antrag beraten werden. Da drach das Feuer aus, erst hier. Die Nationalliberalen hatten nämlich in der Kommission selbst einen Minderungsantrag zu diesem Antrag gestellt; sie waren also der Ansicht, daß die Beratung des Antrages unzulässig sei. Erst 48 Stunden später kamen ihre Bedenken. Dagegen hat die Kommission schon solche Anträge behandelt, z. B. unter dem Vorsitzenden Bausche die Vorzugsprivilegien für die Berufsgenossenschaften, den Antrag Westarp u. a. 1896 hat Bismarck die Beratung der Renteinnehmer zugelassen u. i. f. Niemals protestierte jemand. Aber jetzt ging es los, weil die Liberalen sahen, daß sie schlecht operiert hatten. Und nun machten sie zu der alten Dummheit noch eine neue: ihre Abgeordneten legten alle ihre Referate nieder. Dazu lag nun vollends kein Grund vor; die Liberalen entziehen sich also der Arbeit — sie streifen. Das ganze deutsche Volk soll das wissen, und besonders die Beamten, die nun ihre Aufsichtsfunktion als man in Kulturkampf gegen die Katholiken die schärfsten Gesetze schmiedete, da wurde auch einmal in einer Fraktions Sitzung des Zentrums die Frage besprochen, ob man nicht aus der Kommission austreten soll, falls eine besonders gehässige Bestimmung Annahme finden werde. Freiherr v. Schorlemer und viele sprachen für einen solchen Austritt; da erhob sich der bedächtige, kluge Windhorst und sagte: „Ich bin ganz damit einverstanden, vorausgesetzt, daß mir die Herren sagen, wie wir wieder in die Kommission hereinkommen.“ Großes Schweigen; alles sah ein, daß Windhorst das Zentrum vor einer Dummheit bewahrt hatte. Die Liberalen haben diese begangen. Das haben sie auch schon ein, darum schimpfen sie in ihrer Presse wie die Rohrpatzen. Dieser Donner soll nur die Werkgeländer der Liberalen befehlen. Meint doch auch das „Berl. Tageblatt“:

„Die Session der liberalen und sozialdemokratischen Mitglieder der Finanzkommission des Reichstages ist

geleitet worden. Damit ist tatsächlich die Finanzkommission gesprengt worden. Der noch übrig gebliebene Rest hat keine Existenzberechtigung mehr; was er beschließt, ist im letzten Grunde gleichgültig. Man braucht nur die äußersten Konsequenzen zu ziehen und annehmen, daß sämtliche Mitglieder einer Kommission bis auf eins auf ihr Mandat verzichten würden. Dann könnte der Ueberbleibende beschließen, den sozialen Staat einzuführen oder das deutsche Reich auszulösen. Auch die Beschlüsse der Kommission schweben völlig in der Luft. Wenn nicht im Laufe der letzten Tage sich „alle Hände frömmen“ gelöst hätten, dann müßte die Kommission jetzt ihr Mandat in die Hände des Reichstages zurücklegen und ihn bitten, eine neue Kommission zu wählen, da die jetzige ihre Aufgabe nicht lösen konnte.“

Wie schwach! Wenn in der Kommission weniger als die Hälfte der Mitglieder, — weniger als 14 sind, dann ist sie nicht beschlußfähig und kann nicht verhandeln. Alles was das Blatt daher sagt, ist falsch. Die Kommission hat am Samstag ihre Arbeiten vollendet und legt sie dem Reichstage vor; dieser berät sie wie alle anderen Kommissionsanträge auch; er hat eine Mehrheit für diese und dann ist die Reform gesichert, zum Ärger der Liberalen, über deren Verhalten man in allen Kreisen sehr empört ist. So sieht die liberale Diktatur aus.

Deutschland.

Berlin, 1. Juni 1909.

„Hilferufe nach der Regierung“ steht die gesamte liberale Presse aus. Die „Fr. Bl.“ fragt bestimmt: „Und die Regierung? Es hat ganz den Anschein, als ob sich die Regierung dem Diktat der Agrarier und des Zentrums fügen wird. Staatssekretär Sydow gab am Freitag zu, daß das Reichskanzleramt den konservativen Antragstellern das Material für ihre gescheiterten Vorläufe zur Verfügung gestellt hat. Vertreter der Regierung haben auch zu wiederholten Malen Anträge der Mehrheit verteidigt, als ob es Regierungsvorläufe wären.“ „Saben wir noch eine Regierung?“ fragt die „National-Bl.“ in einem Artikel, der die Haltung folgendermaßen kennzeichnet:

„Der leitende Staatsmann kündigt beim Empfang von Deputationen Erfahrungsfragen für die nächste Lage feierlich an. Wodurch ergeben. Nichts geschieht. Noch einmal kommt die Besichtigung, bis zum 15. Juni lege die Regierung diese Steuern, die sie mit Namen nennt, dem Reichstage vor. Dieser trifft danach seine Dispositionen. Und nun muß man hören, daß dieselbe Regierung der neuen Mehrheit das Material gegeben hat, damit diese Parteien der Regierung, die angänglich sich in diesem Monat entlassen, mit Gesetzesvorläufen zu kommen. Und ausgerechnet mit der Partei macht die Regierung das Geschäft, die bisher immer und laut genug in diesen Monaten erklärt hat, es sei nicht Aufgabe von Parteien, Erfahrungsfragen vorzuschlagen, das komme der Regierung zu. Ist eine Regierung, die sich demart zum Spielball für parteipolitische Machtgeleite hergibt, die heute eine neue Aera innerer Politik mit geistreichen Redewendungen einleitet, um morgen von dem hochansehenden Gegner sich wieder neue Bahnen vorzeichnen zu lassen, ist diese Regierung, die anfänglich sich von jeder Konsequenz fernhält und ein finanzpolitisches Wachstum ohne Gleichen mit gleichmütiger Miene zu akzeptieren scheint, wirklich noch eine Regierung zu nennen.“

Auch der konservative „Reichsbote“ stellt die Frage:

„Wo ist die Regierung, oder haben wir überhaupt noch eine solche?“ Er schreibt:

„Ehe der Reichskanzler zum Kaiser nach Wiesbaden fuhr, hieß es, danach würde er die Fingel wieder in die Hand nehmen, aber die Konferenz hat ja längst stattgefunden, und der Reichskanzler läßt nichts von sich hören. Es häuft sich dadurch aber für die Verhandlungen im Plenum ein solcher Konfliktstoff und eine so verärgerte Spannung, so daß man nur mit ersten Versprechungen auf die Plenumverhandlungen hinführen kann. Es ist kaum zu erwarten, daß das, was die Kommission fertig bringt, mit irgend einer Mehrheit zustande kommen könnte, weder im Reichstag noch im Bundesrat. Was soll denn aber werden? Will, wie es heißt, der Reichskanzler dann wirklich die Pläne ins Korn werfen und zurücktreten, wenn er für seine Vorschläge keine Mehrheit findet, so läßt er das Reich in einem Zustand zurück, der geradezu staatsgefährlich ist. Das kann der Reichskanzler nicht, sonst würde er sich geradezu mit Schmach bedecken; deshalb muß er endlich hervortreten, um im Plenum die Reform zustande zu bringen.“

Der Reichskanzler hat für die Reform sofort eine Mehrheit; er darf sie nur nehmen, wie sie in der Kommission ihm zur Verfügung steht. Aber das will die „Täg. Rundschau“ nicht; darum geht sie den Fürsten Willow folgendermaßen an:

„Der leitende Staatsmann hat die Finanzreform eingeleitet mit einer schönen Rede. Andere schöne Reden haben wir bei Empfängen und anderen feierlichen Gelegenheiten gehört, und schon frühere Reden waren zu Hunderten in diesen Monaten in die Welt geflattert. Aber wo finden wir Taten? Wo eine einzige Tat, oder vielmehr nur die Andeutung einer Tat. Erfahrungsfragen wurden verlesen, ihre Einrichtungen versprochen. Aber ersicht durch diese schon zu mannigfaltige Heile, hielt man schließlich auch nicht schon für ein zu tollkühnes Wagnis. Man erwachte der Weisheit besseren Teil und überließ tapfer Wort und Material den Kampfgegnern im neuen Wad. Es wird einmal für den Reichsteil ein Vergnügen sein, des Fürsten Willow gesammelte Reden zu lesen. Aber nur für den reinen Reiz, denn der Bemühen der Worte lautete in dem Munde der Reichskanzler. Der hierer Kunststücken wird diese Reden manchmal unbedacht und über dem Wort den Sinn suchen und hinter dem Sinn die Kraft und auch nur dann rühmend gedenken, wenn sie sich offenbart in der Tat! Vielleicht wird ein künftiger Geschichtsschreiber dann zwei Reden des Reichskanzler nebeneinander halten: die große Rede vom Frühjahr 1907 und die Rede, mit der er in wenigen Wochen der Finanzreform der konservativ-liberalen-politischen Mehrheit das Placet erteilen will. Wird er es erteilen? Kann er es erteilen? Die letzten Monate, die jüngsten Wochen haben manchen Freund, ja manchen Bekannten des Fürsten Willow das Urteil über ihn, seines Charakters-Fähigkeit und seine innere Größe an dem gemacht. Wieviel feierliche Erklärungen! Wieviel als unabweislich hingestellte Entschlüsse. Kein Zweifel an dem Sinn, kein Zweifel an dem Ernst dieser Worte vor er lautet. Und heute? Es muß gesagt werden. Man glaubt nicht mehr an die Unerschütterlichkeit der Entschlüsse. Ja man glaubt überhaupt nicht an die Entschlußkraft des leitenden Mannes. Willenslos hat er annehmend sein Werk sich zerlegen lassen, willenslos scheint er anzunehmen, was eine herrliche neue Mehrheit ihm anbietet. Kann er es annehmen? Es gab andere, die ihn höher einschätzten. Es gibt viele, die ihn noch heute zu hoch stellen, als daß sie ein so schwaches Charakterbild, wie es eben als möglich gezeichnet, als Unbedeutend, für eigenes

und das der Geschichte, für einen Mann gelten lassen könnten, der mit so viel Glück das Reichschiff bisher gesteuert und dessen glänzendem diplomatischem Können loben erst Deutschland und ganz Europa bewundernd Weifall gezollt hat. Sein Wadgedanke, sagen sie, und mit Recht, war eine glänzende Tat. Also doch eine Tat. Er litt Schiffsbruch mit diesen Gedanken, weil parteipolitische Machtgeleite und Standesegoismus ihre besonderen kleinsten Interessen für höher und bedeutungsvoller erachteten, als den im Wadgedanke mit ruhenden großen nationalen Staatsgedanken. Er ist unterlegen, sagen sie, er weiß, daß er unterlegen ist. Er wird darum die oben erwähnte zwei Reden, die eine neue Zentrumsherrschaft einleitet, nicht halten. Er kann sie nicht halten, wenn er in die Geschichte hinüberretten will, was kein Staatsmann verlieren darf: Reputation, menschliche und politische. Glaubte der leitende Staatsmann, daß der Wad, den er geschaffen, zerfallen ist — und er wird es wohl glauben —, dann ward er zum deutschen Volke sagen können: „Ich war mit meinen Gedanken der Zeit und Möglichkeit vorausgeeilt. Ich glaube euch recht für eine Politik, die sich bei allen berechtigten Sonderheiten der Parteien doch auf einen gemeinsamen Kernpunkt des nationalen Denkens und Handelns zurückführen ließe, auf den nationalen Staatsgedanken, der auch alle eine gegenüber den starken internationalen Mächten des Sozialismus und Ultramontanismus. Ich habe mich geirrt. Ihr stellt Sonderinteressen und Machtgeleite höher als den Staatsgedanken. Ich habe versucht, ohne Zentrum Reichspolitik zu machen. Ich bin gescheitert mit meinem Gedanken. Mag nach mir ein anderer wieder sich mühen, mit kleinen und großen Geschenken sich Freundschaften zu erkaufen. Ich trete von meinem Wad, um von heute ab Staatsbürger zu sein, wie andere. Ich hab's gewagt, aber Parteihaber ließ mich im Stich. Wird Fürst Willow so sprechen?“

Diese Auslassungen sind ja sehr interessant; aber es bedeutet doch eine große Spekulation auf die Dummheit der Wähler, wenn man immer nur mit dem Zentrum grübelig macht.

Baden.

Karlsruhe, 1. Juni 1909.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben sich gnädig bewogen gefunden, dem Oberhofmeister Christian Weich in Jöblingen und dem Straßburger Franz Schöning bei der Wasser- und Straßenbauinspektion Karlsruhe das Verdienstkreuz, vom Jahrgang Löwen zu verleihen.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben sich gnädig bewogen gefunden, den nachgeordneten Hof- und Staatsbeamten die unterianst nachgeordnete Erlaubnis zur Annahme und zum Tragen der ihnen verliehenen königlich württembergischen Ordensauszeichnungen zu erteilen, und zwar:

für das Großkreuz des Friedrichsordens:
dem Oberhofmarschall Leopold Freiherrn von Freyherdt, dem Hofmarschall Iher Kaiserlichen Hofrat der Prinzessin Wilhelm Sigmund Freiherrn von Gemmingen, dem Präsidenten der Generalintendant der Großherzoglichen Ziviltheater Geheimen Rat Dr. Eduard Nicolai und dem Oberstallmeister Karl Wilhelm Grafen von Sponeck;

für das Kommandeurkreuz zweiter Klasse desselben Ordens:
dem diensttuenden Kammerherrn Iher Königlichen Hoheit der Großherzogin Sigmund Freiherrn Glier von Rabensberg und dem Intendanten des Großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe Geheimen Hofrat Dr. August Wafflermann;

Die Freundinnen.

Originalroman von Irene von Hellmuth.
Reizend erzählt.

(Fortsetzung.)

Sylvia verhielt sich sehr schweigsam, sie überließ den beiden anderen die Unterhaltung. Sie hatten zusammen den Weg nach der Wohnung des Herrn v. Brandt eingeschlagen. Als sie bei den Gässchen anlangten, schlüpfte Maja hinein mit der kurzen Entschuldigung: „Ich bitte nur um wenige Minuten Geduld, ich komme gleich wieder!“

„Aber bleib nicht so lange!“ rief ihr Sylvia nach. „Ist es Ihnen unangenehm, mit mir allein zu sein?“ fragte Walter. Ein eigenartig forschender Blick streifte das junge Mädchen.

„Nein, o nein!“ stieß Sylvia kurz hervor. „Es schien mir doch beinahe so.“

Er bemerkte, daß sich seine Begleiterin in großer Erregung befand, und das machte ihn übermütig.

„Wissen Sie, daß ich sehr oft jener Stunden gedachte, wo wir uns zum erstenmal zusammen unterhielten? Sie werden mich unvergesslich bleiben. Damals erschienen Sie mir so lustig, so heiter, und nun sind Sie so traurig, so ganz verändert.“

„Ich sagte Ihnen doch schon, wir hatten Unglück!“

„Ach was, das Geld! Suchen Sie doch den Verlust zu verschmerzen! Suchen Sie wieder so heiter und froh in die Zukunft zu blicken, wie ehemals! Wollen Sie mir das versprechen?“

Sylvia nickte. Er zog ihre leise, widerstrebende Hand an seine Lippen.

„In diesem Augenblick trat Maja aus dem Hause. Sie sah, wie die Freundin fertig ihren Arm zurückzog. „Nun, habe ich mich nicht sehr beeilt?“ rief Maja den Wartenden zu.

„O ja, nur allzu sehr.“ lachte Walter. Drinnen im Zimmer drückte Lilly das Näschchen platt an die Schenkel.

„Tante Maja, geht, Du kommst bald wieder?“ Klang es bittend heraus.

„Ja, Liebbling, vielleicht morgen!“

Lilly flüchtete in die Hände. Sie trug zwar noch eine weiße Binde um die Stirn, war aber sonst wieder ganz wohl. Nur ein wenig blaß und angegriffen sah sie aus.

„Das Kind scheint Sie sehr zu lieben?“ fragte Walter.

„Ja, ich gäbe viel darum, dürfte ich die süße Kleine für einige Zeit behalten. Ich liebe Kinder überhaupt sehr.“, nickte Maja.

„Nun, wer weiß! Ich mache mit so meine eigenen Gedanken über diesen Fall.“ erwiderte Walter neidend, „mir scheint, der Vater der Kleinen wäre nicht abgeneigt, Sie auf Lebenszeit zu engagieren.“

Maja errödete.

„Nein, was Sie nicht alles wissen! Ich staune über solche Klugheit!“ spottete sie.

„Ja, ich bin eben Menschenkenner, mein Fräulein!“

Kedereien und Scherz Worte flogen hin und her. Nur Sylvia blieb still und wortlos. Die Unterhaltung drehte sich um die verschiedensten Dinge.

„Sagen Sie, haben Sie Verwandte in Berlin?“ wandte sich Walter plötzlich ohne jeden Uebergang an Sylvia.

„Nein, — aber weshalb fragen Sie?“

„Ach, ich meine nur so. Eine flüchtige Bekanntschaft, weiter nichts. So etwas kann vorkommen, zumal in Berlin. Es fiel mir nur eben wieder ein. Ich wollte Sie neulich schon fragen, habe es aber vergessen. Nun flog mir die Geschichte so durch den

Sinn, ich weiß selbst nicht, wie ich auf einmal darauf komme. Ich hätte die Sache schon halb vergessen, merkwürdig ist es, wie ähnlich Sie jenem Menschen sehen.“

Er machte eine Pause. Sylvia sah ihn fragend an. „Von wem sprechen Sie eigentlich, Herr Walter?“

„Es war eine häßliche Szene,“ fuhr er gedankenvoll fort. „Sie spielte sich in dem Restaurant ab, wo ich Stammgast war. Ich verkehrte dort öfters mit einem Herrn, der sich mir förmlich angehängt hatte und mich zu einem Kartenspiel verleiten wollte. Ich lehnte aber stets ab. Jener Mensch nun war eines Abends mit mehreren anderen in Streit geraten. Seine Kameraden beschuldigten ihn des betrügerischen Spiels. Wüthende Redensarten und rohe Fährde wurden ausgetrieben und bald wühlte sich ein dichter Käuel auf einander einschlagender Menschen an Waden. Sie rissen einander die Kleider vom Leibe, daß die Fäden herabhingen. Schließlich wurde der Falschspieler überwältigt und vor die Türe geworfen, wo er blutend liegen blieb. Die Polizei nahm sich der Sache an. Die Karten wurden beschlagnahmt; es konnte nachgewiesen werden, daß jener Mensch wirklich falsch gespielt hatte und so wurde er in festeren Gewahrsam gebracht. Wie lange er brummen mußte, habe ich nicht erfahren.“

„Und mit dem soll ich Ähnlichkeit haben?“ fragte Sylvia, die sehr blaß geworden war. „Na, hören Sie, sehr schmeichelhaft für mich ist dies gerade nicht.“

„Beruhigen Sie sich.“ „Wie hieß denn jener Mensch?“

„Sie blidte gespannt auf Walter, ein Zittern durchlief ihren schlanken Körper.“

„Ach lassen Sie die Geschichte ruhen.“ wehrte Walter eifrig ab, offenbar bemüht, Sylvia auf an-

dere Gedanken zu bringen, da er sah, wie erregt sie war.

Die jungen Leute sprachen nun von dem verschiedensten Dingen, doch Sylvia gab manchmal verhehlte Antworten. Sie hörte kaum, was Walter erzählte; denn ihr längst verschollener Bruder, von dem sie nicht mehr gehört, kam ihr plötzlich in den Sinn. Wenn er so tief gesunken wäre, daß er — zum Falschspielere wurde? Wenn er wiederkehrte als ein Bekommener, als ein Ausgestoßener? Sie schauerte leise in sich zusammen. O, nur das nicht, — nur das nicht! Weichter, das fühlte sie, ließ sich der Verlust ihres Vermögens ertragen, als der Verlust der Ehre! Und der Vater dachte ebenso, das wußte sie. Ein schmerzliches Mitgefühl mit dem Vater, dem gebrochenern alten Manne, anoll ihr im Herzen auf. Hatte er noch nicht genug gelitten? Wartete auch noch die Schande auf ihn? So grauam konnte doch das Geschick nicht sein. Nachdem es dem alten Manne alles genommen, sollte er auch des letzten beraubt werden, — seiner Ehre? Das würde er nicht überleben. — Aber wohin verlor sie sich mit ihren Gedanken? War es noch Unfinn, sich so zu quälen? —

Walter riß sie aus ihrem Sinnen.

„Sie sind ja ganz verstimmt, gnädiges Fräulein, fehlt Ihnen etwas? Sie sehen so blaß aus!“

„Wie beorgt seine Stimme Klang!“

Sylvia fuhr sich mit der schmalen Hand über die Stirn, als wollte sie unangenehme Gedanken verschrecken und erwiderte lächelnd: „Ich bin ganz wohl, — ich — dachte jedoch an — die nächste Oper, und freue mich ganz außerordentlich darauf, Sie fingen zu hören.“

„Ja hoffe, Sie werden nicht enttäuscht sein.“ gab er heiter zurück.

(Fortsetzung folgt.)

